

„Katholizismus und eine Kultur im Wandel“

Die Festrede zum 50jährigen Jubiläum der Herder-Korrespondenz

Am 29. November 1996 fand im Verlagshaus Herder in Freiburg die Festveranstaltung anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums unserer Zeitschrift statt. Wir dokumentieren die Festrede von Annette Schavan, baden-württembergische Kultusministerin und Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Ihre Grundthese: Der Katholizismus braucht heute gleichermaßen Religions- wie Politikfähigkeit.

In diesem Jahr sind viele 50jährige Jubiläen gefeiert worden. Sie geben, vor allem uns Jüngeren, für die das Jahr 1946 nicht selbst erlebte Geschichte ist, Gelegenheit, den Blick zurück in die unmittelbare Nachkriegszeit zu richten. Es sind jene Jahre, in denen die Menschen unter dem Eindruck ihrer Erfahrungen mit dem menschenverachtenden Regime des Nationalsozialismus standen. Dieses barbarische System hatte einen Generalangriff gemacht auf Gott, auf Leib und Leben von Millionen Menschen und auf die Freiheit von Gewissen und Religion. Die Konsequenzen waren verheerend, die Zerstörungskraft unaufhaltsam. Die Erschütterung über das, was geschehen konnte, saß und sitzt tief und hat viele Entwicklungen der nachfolgenden Zeit nachhaltig geprägt. Wenn dieses Jahrhundert in wenigen Jahren zu Ende geht, dann darf nie vergessen werden, daß zu den Tragödien dieser Epoche die Erfahrung gehört, daß der Angriff auf den Menschen immer auch ein Angriff auf Gott und auf das Gewissen des Menschen gewesen ist. Gott, das Gewissen und die Freiheit des Menschen lassen sich – das ist die Lehre – nicht voneinander trennen. Wer sich am Menschen vergreift, vergreift sich an Gott. Wer sich an Gott vergreift, vergreift sich am Menschen.

„Zusammengehalten, was andernorts auseinandergeht“

Es waren wohl diese prägenden Erfahrungen, die wesentlich die Entschlossenheit der Generation unserer Eltern und Großeltern beförderte, am Aufbau einer gesellschaftlichen Ordnung mitzuwirken, in der politisches Handeln unter der Prämisse des Respektes vor Gott und den Menschen steht. Es war der Zorn, der sie in jungen Jahren gepackt hatte, so, wie ihn *Hans Maier* in seinen Erinnerungen an Freiburg, „als der Krieg zu Ende war“, beschreibt: „Warum war ich, gerade ich, hineingerissen in etwas, was ich nicht begonnen hatte, wofür ich keine Verantwortung besaß und was sich meinem Willen wie ein gleichmütig abrollendes Naturereignis entzog?“ (*Hans Maier*: Anstöße, Stuttgart 1978, S. 801.)

In diesen unmittelbaren Nachkriegsjahren wurden die Grundlagen geschaffen für ein partnerschaftliches Verhält-

nis zwischen dem Staat und den großen christlichen Kirchen – in wechselseitigem Respekt vor der Selbständigkeit beider Partner und ihrem je eigenen Auftrag sowie im Bewußtsein einer gemeinsamen Verantwortung für Gesellschaft und Kultur.

In der ersten Ausgabe der Herder-Korrespondenz im September 1946 wird vom notwendigen „christlichen Beitrag zum Neuaufbau des sozialen und wirtschaftlichen Lebens der Deutschen“ gesprochen und davon, wieder Anschluß zu finden an die Entwicklungen der „katholischen Welt“. Zum Selbstverständnis der Zeitschrift hieß es: „Es ist eine der Aufgaben dieser Korrespondenz, der Verbindung mit der katholischen Welt zu dienen und der Arbeit in Deutschland das Material zu liefern, das sie braucht, um die Erfahrung der Katholiken draußen zu nutzen. Sie sammelt, wählt aus und berichtet, darüber hinaus geht ihre Aufgabe nicht. Dasselbe gilt für die Vorgänge im Raum des deutschen Katholizismus. Sie richtet dabei ihr Hauptaugenmerk auf die Dinge, die geeignet sind, die Kräfte der christlichen Verwirklichung in unserer Zeit in Bewegung zu setzen, sei es im Handeln oder im Denken, im innerlichen oder im äußeren Leben, im Leben des Einzelnen oder der Gesellschaft.“

Damit war ein hoher Anspruch formuliert. Wenn wir heute – 50 Jahre danach – feiern, so dürfen wir u. a. feiern, daß die Herder-Korrespondenz ihrem Anspruch in fünf Jahrzehnten in überzeugender Weise treu geblieben ist. Sie pflegt das vielfache Beziehungsgeflecht, das damals formuliert wurde: Immer ist die Weltkirche im Blick und schützt vor regionalen Engführungen in der Betrachtung eines weltweiten Katholizismus. Immer ist der Anspruch eingelöst worden, die kulturprägende Kraft des Christentums und darin auch des Katholizismus anzumahnen. Immer hat die Herder-Korrespondenz vor kirchlicher Ghetto-Bildung gewarnt und herausgefordert dazu, sich den Zeichen der Zeit zu stellen.

Schon im ersten Heft heißt es – im Zusammenhang mit der katholischen Aktion: „Eine katholische Aktion, die sich abkapselt, würde keine Durchschlagskraft haben. Sie könnte fromme Christen heranbilden, aber keine mutigen Christen, die weder Wagnis noch Abenteuer fürchten.“ Bis in die jüngsten Ausgaben hinein zieht sich diese Mahnung wie ein roter Faden durch die fünf Jahrzehnte Herder-Korrespon-

denz. Immer war die Zeitschrift Spiegel gesellschaftspolitischer Debatten und hat Raum gegeben für die großen Debatten der Zeit. Sie beteiligt sich kompetent am theologischen Gespräch, am ökumenischen Brückenschlag und an der Weiterentwicklung christlicher Spiritualität. Sie hat, ihrem Namen getreu, manche Korrespondenzen hergestellt, und sie hat zusammengehalten, was anderenorts auseinandergefallen ist.

„Sehnsucht nicht nach Ordnungen, sondern nach Erfahrung“

Es gehört zu den banalen Feststellungen, wenn ich sage, daß in diesen 50 Jahren gewaltige Veränderungen stattgefunden haben – im Katholizismus, in den Kirchen, in Kultur und Gesellschaft.

Der Katholizismus, verstanden als „die zahlreichen geschichtlichen Lebensäußerungen im geistigen, kulturellen und politischen Bereich, die zwar von der Kirche ausgehen und von ihr geprägt sind, aber nicht einfach mit ihr identisch sind“ (*Alfons Auer*), hat in den 50er Jahren eine kurzzeitige Renaissance des sogenannten katholischen Milieus erlebt und befindet sich seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre in einem unaufhörlichen Gestaltwandel zwischen „Tradition und Postmoderne“, wie *Karl Gabriel* in seinem gleichnamigen Buch ausgeführt hat. Auf diesem Weg liegen Stationen der Verunsicherung nach dem Abschmelzen der klassischen Milieus, des Aufbruchs im Zusammenhang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, dann folgende erneute Verunsicherungen und der heutigen Suche nach Dialogfähigkeit und Profil in einem ebenfalls veränderten kulturellen Kontext.

Wenngleich der Gestaltwandel des Katholizismus zu den Selbstverständlichkeiten der Geschichte gehört, so ist doch nicht zu übersehen, daß jüngere Veränderungen als besonders nachhaltig empfunden werden, weil sich die Zeit volk-kirchlicher Strukturen eingepreßt hat, und der Weg von der Volkskirche zur Kirche im Volk nicht selten vorrangig als Verlosterfahrung registriert wird. Das wird schon darin deutlich, daß wir uns nachhaltig mit statistischen Entwicklungen beschäftigen. Wir sprechen vom Rückgang der Kirchenmitglieder und Gottesdienstbesucherkzahlen. Viele Analysen beziehen sich auf schwindende Glaubenskraft sowie das Verlorengelangen des Glaubenswissens, auf den Verlust einer kulturprägenden Kraft des Katholizismus und einem damit verbundenen wachsenden gesellschaftlichen Bedeutungsverlust. Manche sprechen bereits von einer „nachchristlichen Zeit“, in der wir vorrangig unter Krisen leiden.

Andererseits werden solche Analysen gemacht in einer Gesellschaft und Kultur, die ihrerseits auf der Suche nach Orientierung ist. Die Veränderungsdynamik, besser gesagt: das Beschleunigungstempo hat in einer Weise zugenommen, die für viele Menschen beängstigend ist. Die Signatur unserer Zeit wird beschrieben mit Begriffen wie Ausdifferenzie-

Neu in der Reihe Herders Theologischer Kommentar zum NT

Lorenz Oberlinner

Die Pastoral- briefe

Zweiter Timotheusbrief

Herders theologischer
Kommentar
zum Neuen Testament

*Herders Theologischer Kommentar
zum Neuen Testament, Band XI,2/3*

224 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,

Einzelpreis: DM 74,- /öS 540,- /SFr 70,-

ISBN 3-451-26114-6

Subskr.-Preis bei Abnahme des Gesamtwerkes

DM 64,- /öS 467,- /SFr 61,-

Mit dem Kommentar zum Titusbrief schließt Lorenz Oberlinner seine umfassende exegetische Analyse der Pastoralbriefe ab. Ausgehend von einer pseudepigraphischen Verfasserschaft erschließt er die Rolle und den Stellenwert des Titusbriefes im Gesamtkontext der Pastoralbriefe und verdeutlicht, wie in ihm eine eigene, auf die Situation der betroffenen Gemeinden hin zugeschnittene Theologie entworfen wird.

Dem Leser öffnet sich ein spannender Blick auf die frühe Wirklichkeit der Kirche, und er erhält bemerkenswerte Erkenntnisse für die Gegenwart.

In jeder Buchhandlung!

HERDER

rung, Individualisierung und Pluralisierung. Dahinter stehen Prozesse, die jede Monopolstellung durchbrochen und das Bindungsverhalten der Menschen stark beeinflusst haben. Institutionen stehen im Feuer der Kritik. Das trifft die Kirchen wie alle anderen, die Parteien, Verbände und Gewerkschaften. Es wirkt auf all diese Institutionen zutiefst irritierend, weil sie angetreten waren in dem Selbstbewußtsein, die Menschen zu entlasten und nun vor dem gravierenden Vorwurf stehen, zunehmend belastend zu wirken. Dahinter steht ein gewachsenes Selbstbewußtsein und Freiheitsbedürfnis der Menschen. Das wiederum ist nicht vom Himmel gefallen, sondern zwangsläufige Konsequenz der genannten Prozesse.

Wer in diese Situation Traditionen fortschreiben will, der steht vor der Herausforderung, die Konfliktlinie sensibel wahrzunehmen, die sich zwischen Autonomieversprechen und Institutionenbindung auftut. Darauf hat Karl Gabriel hingewiesen: An dieser Konfliktlinie entscheidet sich ein hohes Maß an gelingender Tradierung. Institutionen müssen mit dem gewachsenen Freiheitsbewußtsein der Menschen produktiv umgehen und jenes Selbstbewußtsein gegenüber der eigenen Tradition finden, das auch Neues zuläßt. „Wenn es zu den Prämissen einer Institution gehört, daß dies nicht Ergebnis des Traditionsprozesses sein darf, dann ist die Tradierungskrise unausweichlich“ (*Karl Gabriel: „Tradition im Kontext enttraditionalisierter Gesellschaft“ in D. Wiederkkehr* [Hg.]: *Wie geschieht Tradition?*, Freiburg 1991, S. 83).

Katholizismus in dieser Lage kann sich weder auf geschlossene und identitätsstabilisierende Milieus beziehen noch allein auf traditionelle religiöse Argumentationsmuster und bislang bzw. ehemals gültige alltagskulturelle Regeln. Er braucht vielmehr weiterentwickelte Sozialformen und ein Gespür für zeitgemäße Kultur. Er braucht schließlich die Fähigkeit, die Schätze der eigenen, langen Kulturgeschichte zu vermitteln. Dazu gehört die reiche Symbolik liturgischer Handlungen ebenso wie die Formenvielfalt praktizierten Glaubens- und Gebetslebens. Dazu gehören nicht zuletzt die von der Religion erwarteten Deutungsmöglichkeiten von Mensch und Welt und die Ritualisierung des Alltagslebens. Manchmal scheint es heute so, als schaffen wir weder das eine noch das andere. Uns fehlt nicht selten das Gespür für das Zeitgenössische ebenso wie dasjenige für die reichen Schätze der eigenen Kultur. Was bleibt, ist eine eher öde und kulturell wenig anspruchsvolle Praxis in unseren Gottesdiensten und in der Gestaltung kulturellen kirchlichen Lebens.

Wie sehr Menschen sich ansprechen lassen von den Schätzen der Tradition und einer anspruchsvollen Kultur, das hat der überwältigende Zuspruch der Heilig-Rock-Wallfahrt im Frühjahr dieses Jahres in Trier gezeigt. Da sind weder liturgische Kompromisse gemacht noch oberflächliche Annäherungen an die Erlebnisgesellschaft versucht worden. Da haben Menschen Authentizität gefunden. Und genau die suchen sie. Davon lassen sie sich ansprechen. Da werden ihnen Erfahrungen möglich, die ihre Gottessehnsucht ansprechen. Dazu braucht es Orte und Räume, in denen

Menschen die Erfahrungen von Heil und Heilung machen können. Und je weniger Orte und Räume es gibt, in denen Menschen diese Erfahrung machen können, um so mehr irren sie mit ihrer Sehnsucht nach Gott umher.

Und wenn wir auf den Beginn, wenn wir in die ersten christlichen Gemeinden schauen, dann hat eigentlich auch alles so angefangen: Diese Gemeinden zeichneten sich weder durch stabile Ordnungen noch durch stimmige Regelwerke aus. Sie hatten nicht auf jede Frage eine Antwort; sie hatten auch nicht für jedes Problem eine Lösung und auch nicht für jede Situation eine Handlungsanweisung. Sie wußten, so heißt es, um ihre Armen, und sie gingen in deren Häuser. Sie teilten das Brot miteinander. Darin gewannen sie Überzeugungskraft. Sie haben nicht überlegt, ob sie den Menschen dienen oder Gottesdienst feiern sollen. Für sie gehörte beides zusammen, und deshalb kamen immer mehr Menschen zu ihnen. Diese Gemeinden hatten Augen und Hände für die Armen, für die Sehnsucht des Menschen nach Heilung, und sie hatten Gespür für die Sehnsucht nach Gott.

Wir kennen alle das Wort von *Karl Rahner*, wonach der Christ der Zukunft ein Mystiker ist. Also einer oder eine, der oder die etwas erfahren hat. Das will heute heißen, daß wir Räume brauchen, in denen es nicht allein um die Lehre, um Ordnungen und um Gebote geht, sondern um Erfahrungen. Diese Welt lebt immer weniger von Erfahrungen. Die Kinder und Jugendlichen machen heute immer weniger unmittelbare Erfahrungen. Wir leben immer mehr von Erfahrungen aus zweiter oder dritter Hand. Um so bedeutsamer sind Menschen mit Erfahrungen von Heil und Heilung und von Gottes Gegenwart. Was wir brauchen, das sind nicht noch stimmigere Regeln und noch stabilere Ordnungen, die gestützt werden gegenüber einer Welt, von der wir zudem glauben, daß sie unsere Ordnungen nicht will. Menschen brauchen keine trotzig wirkende Kirche, die recht behalten will. Sie brauchen Erfahrungen. Sehnsucht ruft nicht nach Ordnung, sondern nach Erfahrungen. Darin liegt unsere Chance, Kultur zu prägen in einer erfahrungsarmen Zeit.

„Dialogische Grundhaltung und erkennbares Profil schließen sich nicht aus“

Das herausragende kirchenpolitische Ereignis in diesem bald zu Ende gehenden Jahrhundert ist das Zweite Vatikanische Konzil. Das ist auch für die Herder-Korrespondenz eine wichtige Phase gewesen. Sie hat – darauf hat *Ulrich Ruh* in seinem Jubiläumsbeitrag (vgl. HK, September 1996, 433 ff.) hingewiesen – mitgeholfen, „dieses Konzil und seine neuen Weichenstellungen vorzubereiten, indem sie etwa über die Entwicklung der liturgischen Bewegung informierte, sich intensiv der ökumenischen Bewegung annahm und neue Akzente im Verhältnis der Kirche zur modernen Welt registrierte, wie sie sich seinerzeit vor allem in Frankreich bemerkbar machten. Die Zeitschrift hat umfassend, engagiert und differenziert den Weg der Kirche in der

unmittelbaren Nachkonzilszeit mit seinen teils gelungenen, teils halbherzigen Reformen, mit seiner Mischung aus Licht und Schatten, Hoffnungen und Frustrationen mitverfolgt.“

Es ging beim Konzil darum, die „Zeichen der Zeit“ aufzunehmen und Wege einer christlichen Existenz zu beschreiben, die angesichts vielfacher Veränderungen – der Mentalität, der Lebensformen, der Rolle der Kirche im Prozeß der Modernisierung – überzeugen würden. In einer neuen Zuordnung von transzendtem Sinn und immanenter Bedeutung stellte sich die christliche Überlieferung neu dar. Klinger hat dies in dem prägnanten Satz gefaßt: „Der Glaube an Gott ist ein Bekenntnis zum Menschen“ (*Elmar Klinger: Armut. Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen*, Zürich 1990, S. 102). Das Geschick der Welt, so wurde deutlich, läßt sich nicht trennen vom Geschick der Kirche; das Geschick der Kirchen ebensowenig vom Geschick der Welt.

Das war die Grundlage für die Aufforderung an die Christen und Christinnen, ihre Pflichten in der Welt wahrzunehmen. Das gilt für einzelne und für die Kirche insgesamt. „Man darf keinen künstlichen Gegensatz zwischen beruflicher und gesellschaftlicher Tätigkeit auf der einen Seite und dem religiösen Leben auf der anderen konstruieren. Ein Christ, der seine irdischen Pflichten vernachlässigt, versäumt damit seine Pflichten gegenüber dem Nächsten, ja gegen Gott selbst und bringt sein ewiges Heil in Gefahr“ (GS 43). Damit war letztlich eine Phase in der jüngsten Kirchengeschichte eingeläutet, in der es galt, Abschied zu nehmen von der Vorstellung der Kirche als Gegenwelt. Das Konzil überwand mit seiner Lehre die Spaltung zwischen Profanität und Sakralität in der Person des Christen und der Christin. „Der Christ und die Christin sind Menschen, die an den Himmel glauben und die Erde lieben. In ihrer Existenz durchdringen sich Himmel und Erde. Ihre Liebe zur Welt ist ein Glaube an Gott. Und ihre Liebe zu Gott ist ein Glaube an die Welt. Es ist ein Standpunkt, der die Welt verändert“ (Klinger, a. a. O., S. 107). Damit war die Grundlage geschaffen für das Selbstverständnis des Christen und der Christin in Kirche und Gesellschaft. Geistliche und weltliche Existenz sind die beiden Pole der einen Berufung. Sie lassen sich nicht gegeneinander auspielen. Sie sind keine Alternativen. Sie lassen sich aber ebensowenig fein säuberlich trennen. Letztlich bedeutete dies eine „Neubewertung des innerkirchlichen Stellenwertes der Laien“ (*Thomas Großmann: Zwischen Kirche und Gesellschaft. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken 1945–70*, Mainz 1981, S. 171). Dementsprechend heißt es dann auch im vierten Kapitel der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“, daß die Laien gemeinsam mit den Priestern und Ordensleuten das „Volk Gottes“ bilden, und sie „des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes auf ihre Weise teilhaftig“ (LG 31) sind.

Ihnen wird ein spezifischer Anteil an der „Trias des Heiligen, des Lehrens und des Leitens“ definitiv zuerkannt. Vor jedem hierarchischen Unterschied wird der Primat der Gleichheit der Glaubenden betont, abgeleitet von der Vor-

stellung des allgemeinen Priestertums (LG 32). „Der Apostolat der Laien ist Teilnahme an der Heilssendung der Kirche selbst“ (LG 33). In Artikel 37 über das Verhältnis der Laien zu den Amtsträgern wird den Laien die Möglichkeit und „bisweilen“ sogar die Pflicht zugesprochen, sich in kirchlichen Fragen zu äußern. Die Hirten werden an ihre Pflichten den Laien gegenüber erinnert: „Die geweihten Hirten aber sollen die Würde und Verantwortung der Laien in der Kirche anerkennen und fördern. Sie sollen gern deren klugen Rat benutzen, ihnen vertrauensvoll Aufgaben im Dienst der Kirche übertragen und ihnen Freiheit und Raum im Handeln lassen, ihnen auch Mut machen, aus eigener Initiative Werke in Angriff zu nehmen.“ Dies findet noch einmal eine Bestätigung, wenn es heißt: „Sie (die Hirten) können mit Hilfe der Erfahrung der Laien in geistlichen und weltlichen Dingen genauer und besser urteilen“ (LG 37).

Diese Botschaft des Konzils hat im Blick auf ihre Umsetzung in den nachfolgenden Jahrzehnten zu nachhaltigen Debatten, aber schließlich auch zu neuen Strukturen der Partizipation der Laien geführt. Dabei sind immer auch Konflikte entstanden, die uns bis heute zu schaffen machen. Das Konzil hat uns ein Kirchenbild aufgegeben, das mit einem hohen Anspruch verbunden ist – nicht zuletzt mit dem Anspruch eines wechselseitigen Respektes im Verhältnis zwischen Klerus und Laien. Der Katholizismus hat damit einen gravierenden Gestaltwandel vollzogen, und es ist aus heutiger Sicht nicht verwunderlich, daß damit viele Fragen aufgeworfen wurden, die bis heute nur partiell überzeugend beantwortet wurden. Wir sollten uns angesichts der Wucht der Aufgaben, die damit verbunden sind, über schwebende Konflikte nicht wundern und sie nicht gleich als Krisensymptome definieren.

Sehr bald hat der Katholizismus dann auch neue Erfahrungen gemacht mit den Prozessen einer zunehmenden Pluralisierung in den eigenen Reihen. Das ist im deutschen Katholizismus derzeit ein zentrales Thema – im Kreise des Klerus, in den Gremien der Laien und – wie mir scheint – auch in der Bischofskonferenz selbst. Wir hatten uns daran gewöhnt, daß das, was uns verbindet, immer stärker sei als die Verschiedenheit der Standpunkte und Ordnungsvorstellungen. Wir machen zunehmend die Erfahrung, daß der Umgang mit der Verschiedenheit, daß die Pluralität in den eigenen Reihen anstrengend ist. Deshalb bin ich davon überzeugt, daß zu den Perspektiven im innerkirchlichen Dialog wie im Dialog der Kirche mit der Zeit wesentlich die Herausbildung unserer Fähigkeit gehört, mit der Verschiedenheit der Standpunkte konstruktiv umzugehen. Wir brauchen Konfliktlösungsstrategien, wir brauchen Wege des Dialogs, in denen wir – in aller Verschiedenheit – doch zu gemeinsamen Stellungnahmen kommen.

Auch davon wird viel abhängen, wenn wir den gesellschaftlichen Bedeutungsverlust nicht als Schicksal betrachten wollen. Aus den Schwierigkeiten, die in diesen Prozessen erfahren werden, erwächst nicht selten die Neigung, die Grundhaltung des Dialogs zu ersetzen, durch eine Grundhaltung

der Abgrenzung. In Wirklichkeit geht es nicht um Distanz oder Anpassung zwischen katholischen Überzeugungen und gegenwärtiger Kultur. Es geht in unseren Stellungnahmen um Sachkunde, und im Blick auf das Politische stehen wir vor der Herausforderung, jene Politikfähigkeit zu erreichen, die nicht schon konform geht mit existierenden Parteiprogrammen und andererseits nicht auf einer Ebene des so allgemeinen bleibt, daß sie politisch wirkungslos wird. Dialogische Grundhaltung und erkennbares Profil schließen sich nicht aus, müssen vielmehr zueinandergebracht werden.

Wenn wir die Zukunft des Christentums und darin des Katholizismus bedenken, dann müssen wir uns mit Nachdruck um Perspektiven einer sichtbaren Religions- und Po-

litikfähigkeit bemühen. Beides gehört zusammen; beides gehört zu den notwendigen Fundamenten einer Gesellschaft und Kultur im Umbruch. Auch in dieser Hinsicht hat die Herder-Korrespondenz in den letzten Jahren in der Weise ihrer Berichterstattung und Kommentierung wichtige Wegweisung gegeben.

Die Herder-Korrespondenz ist aus der publizistischen Landschaft in Deutschland nicht wegzudenken. Sie hat Einfluß, sie prägt Kultur und öffentliche Meinungsbildung, sie bestimmt den innerkirchlichen Dialog wesentlich mit. Dazu möchte ich Ihnen von Herzen gratulieren und bestätigen, daß, wenn es die Herder-Korrespondenz noch nicht gäbe, sie spätestens heute erfunden werden müßte. *Annette Schavan*

Noch nicht überwunden

Verschuldung blockiert weiter die Entwicklung der ärmsten Länder

Von einem Ende der Schuldenkrise der „Dritten Welt“ kann nicht die Rede sein. Auch in absehbarer Zukunft werden vor allem die Länder niedrigerer Einkommen nicht in der Lage sein, langfristige Zahlungsfähigkeit zu entwickeln. Pedro Morazán, wissenschaftlicher Mitarbeiter von „SÜDWIND Institut für Ökonomie und Ökumene“, erläutert die Gründe für den fortdauernd steigenden Trend bei der Gesamtverschuldung und nennt die wichtigsten Ansatzpunkte für den Ausweg aus der internationalen Schuldenmisere.

Bis Ende 1995 stieg die Gesamtverschuldung der Entwicklungsländer auf 2068 Milliarden US-Dollar und lag damit 147 Milliarden über dem Stand des vorangegangenen Jahres (alle statistischen Angaben zu den letzten fünf Jahren aus: World Bank [1996], World Debt Tables). Allen Beteuerungen über ein Ende der Schuldenkrise zum Trotz bestätigte sich damit der steigende Trend der letzten 25 Jahre. Wie schon in früheren Jahren haben *Wechselkurschwankungen* vor allem 1994 bis 1995 zu einer Verschärfung des Problems beigetragen.

Die Abwertung des Dollars verursachte einen wechselkursbedingten Anstieg der Schulden der Entwicklungsländer in anderen Währungen von umgerechnet 13 Milliarden US-Dollar. Vor allem die Länder, die ihre Schulden in DM und/oder Yen zurückzahlen, ihre Exportgeschäfte dagegen auf Dollar-Basis abwickeln müssen, waren von der Abwertung des Dollars stark betroffen. Für alle Entwicklungsländer zusammen bringt eine Abwertung des US-Dollars von 10 Prozent einen Anstieg der Schulden um circa 6 Prozent, berechnet auf der Basis der gegenwärtigen Währungszusammensetzung der Auslandsschulden.

Legt man die bekannten *Verschuldungsindikatoren* zugrunde, wird weiterhin deutlich, daß in absehbarer Zukunft die Mehrheit der Länder mittlerer und vor allem die Länder niedrigerer Einkommen nicht in der Lage sein werden, eine

langfristige Zahlungsfähigkeit zu entwickeln. Der Schuldendienst (Tilgungen und Zinszahlungen) sämtlicher Entwicklungsländer ist weiter um 5,5 Prozent auf 192 Milliarden US-Dollar gewachsen. Die Zinsforderungen auf umgeschuldete Verbindlichkeiten haben zu einer Erhöhung des Schuldenstandes von 9 Milliarden US-Dollar geführt, wobei die kumulierten Zinsrückstände deutlich niedriger lagen als im Jahr 1994.

In vielen Fällen haben Schuldenstand-Reduzierungen und abnehmende Zinsrückstände zu einer vorübergehenden Entschärfung der Verschuldungssituation beigetragen. Schulden von umgerechnet 8,5 Milliarden US-Dollar sind infolge einer Vielzahl von Transaktionen wie Geschäftsbankenumschuldungen, öffentlichen bilateralen Umschuldungsabkommen und Umwandlungen von Schulden in Kapitalbeteiligungen reduziert worden. Für das Gros der Entwicklungsländer hatten solche Transaktionen jedoch nur geringe positive Auswirkungen.

Die Schuldensituation der Entwicklungsländer ist dabei recht unterschiedlich. Während zahlreiche *ostasiatische* Länder eine wesentliche Verbesserung ihrer Lage infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs verzeichneten, bleibt die Überschuldung der meisten *afrikanischen* und *lateinamerikanischen* Länder eine ernstzunehmende Blockade für eine